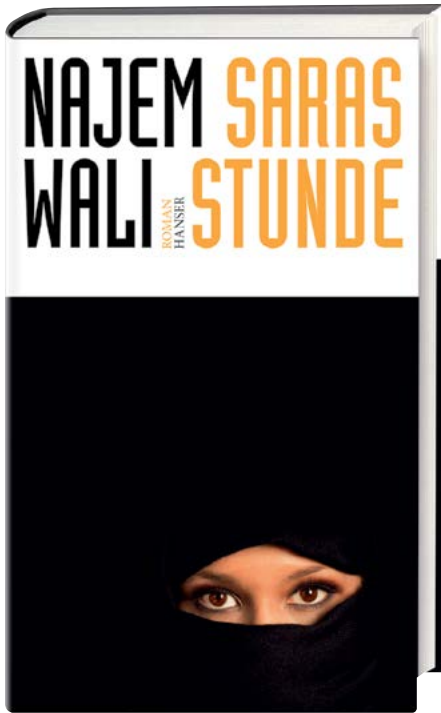


Leseprobe aus:
Najem Wali



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf

© Carl Hanser Verlag München 2018

HANSER



NAJEM WALI

SARAS STUNDE

Roman

Aus dem Arabischen
von Markus Lemke

Carl Hanser Verlag

Die arabische Originalausgabe erschien 2018
unter dem Titel *Itm Sara* bei Daralrafidain in Beirut und Bagdad.

I. Auflage 2018

ISBN 978-3-446-25826-6

© Najem Wali

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2018 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München,

Motiv: © plainpicture/Harald Braun – aus der Kollektion Rauschen

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

»Gnade sei uns, die wir immer an den Grenzen kämpfen,
Gnade für unsere Irrtümer, Gnade über unsere Sünden.«

Guillaume Apollinaire (aus »Die schöne Rothaarige«)

»Die Rache ist mein, und ich will vergelten.«

Anna Karenina, Lew Tolstoi

*Für S. B. und S. A. und ihre Mitstreiterinnen
im Kampf gegen Stein mit einem Körper aus Glas,
dort im Königreich des Sandes ...*

DAS ENDE
DER SÜNDE

Da war er, lag dort in seinem Bett, und nichts trennte sie mehr von ihm als ein durchsichtiges weißes Stück Stoff. Sie musste nur ein wenig herantreten, den Stoff beiseiteziehen und wäre genau auf Höhe seines Kopfes. Doch diesen Gedanken verdrängte sie vorerst. Sie wollte lieber noch etwas warten, hier, ganz in seiner Nähe. Ihr blieb ja noch ein wenig Zeit, um ihn weiter zu beobachten. Als wollte sie sichergehen, dass es auch wirklich er war und kein anderer, der da regungslos vor ihr lag. Womöglich hatte sie sich bis zu diesem Augenblick auch noch gar nicht entschieden, auf welche Weise er sterben sollte, denn im Vergleich zu ihm war sie ja, was das Töten anging, noch Amateurin. Dass sie ihn aber mit ihren eigenen Händen umbringen und sein Ableben nicht dem Willen eines anderen überlassen würde, etwa dem Willen des Gottes, an den er glaubte, dessen war sie sich sicher. Sie brauchte nur noch etwas Zeit, um zu realisieren, dass sie tatsächlich so mühelos und schnell bis zu ihm vorgedrungen war. Sie hatte ihr Auto auf dem Parkplatz vor dem Haupteingang des Polyklinikums abgestellt, und alles, was sie von da an erlebte, bis sie das Gelände wieder verließ, schien ihr wie ein Traum. Nicht nur, weil sie ihn endlich tot vor sich liegen sehen würde, wie sie es viele Nächte lang geträumt hatte. Nein, sie allein und niemand sonst würde über seinen Tod bestimmen. Seit sie sich sicher war, dass er hier in der Wachstation lag, hatte sie alles durchdacht, damit ihr Plan gelingen würde.

Sie war gezielt um die Mittagszeit gekommen. Wie heiß

mochte es sein? Fünfundvierzig? Fünfzig? Unwichtig. Es zählte nur, dass um diese Zeit alle schlafen würden. Und wer nicht schlief, den hatte die Hitze gewiss so träge gemacht, dass er schon halb weggetreten war und noch halb gegen den Schlaf ankämpfte. Auch ihr war schrecklich heiß. Doch davon ließ sie sich nicht aufhalten. Sie hatte sich sorgfältig verkleidet: Sie trug Männerkleidung, eine Perücke und einen Panamahut auf dem Kopf, und ihre Augen waren hinter einer breiten, dunklen Ray-Ban-Sonnenbrille versteckt. Sie versuchte, sich genauso zu bewegen und zu wirken wie die Marines von der Militärbasis: Mit selbstbewusstem Schritt auf das Ärztehaus zusteuern, piffte sie eine geläufige Melodie und versuchte, sich möglichst natürlich zu verhalten. Sie unterließ es, sich an den Sicherheitsbeauftragten in der Aufnahme im Haupteingangsbereich zu wenden, um einen Besucherausweis ausgehändigt zu bekommen, wie die Anweisungen des Polyklinikums in großen, fetten Lettern auf dem Schild neben dem Haupteingang es vorsahen, und steuerte zur Tarnung erst einmal den zum Krankenhaus gehörigen Vergnügungs- und Erholungsbereich an. Den Fußweg, der zu den Stationen 1 und 2 führte, überquerte sie, ohne nach rechts oder links zu schauen, als kenne sie sich nicht nur bestens aus, sondern arbeite dort seit Ewigkeiten. Dabei war sie in Wirklichkeit nur ein einziges Mal hier gewesen, mit ihrem Vater, als sie neun oder zehn Jahre alt war.

Nichts hatte sich verändert. Alles sah noch genauso aus. Als sie tiefer in das Gebäude vorgedrungen war, bog sie knapp vor der Notaufnahme nach links ab, in Richtung Aufenthalts- und Besuchsbereich, und sobald sie das zum Polyklinikum gehörende medizinhistorische Museum und das Zentrum für Kunsthandwerk hinter sich gelassen hatte, kurz vor dem Schwimmbad und dem italienischen Coffeeshop, ging sie

schnurstracks auf die gegenüberliegende Seite, wo sich der Fahrstuhl befand. Sie fuhr in den dritten Stock zur Station 3. Sie wollte über die Hinterseite zu seinem Zimmer gelangen. Erst als die Fahrstuhltür sich öffnete und sie den langen Korridor vor sich sah, an dessen Ende die Wachstation mit seinem Zimmer lag, fühlte sie ihr Herz schneller schlagen. Sie nahm ihren Hut vom Kopf. Erst hielt sie ihn in den Händen, dann presste sie ihn an die Brust. Jetzt nur nicht schwitzen. Nur nicht mit den Händen zittern. Nur kein Aufsehen erregen. Eine oder zwei Sekunden lang blieb sie unschlüssig stehen, doch als dann eine Gruppe indischer oder jemenitischer Krankenschwestern zum Fahrstuhl strebte und sie mit einem »Guten Tag, Herr Doktor« begrüßte, bekam sie einen großen Schreck. Ihr Herz hämmerte jetzt regelrecht in ihrer Brust. Hieß das, ihre Verkleidung war doch nicht glaubwürdig? Alle, denen sie im Korridor begegnete, grüßten sie, als sei sie ein dort tätiger und ihnen bekannter Arzt. Die drei Putzfrauen, die Müllsäcke hinter sich herzogen, der indisch oder pakistanisch aussehende junge Mann in seiner Cafeteria-Arbeitsuniform, ja selbst der Arzt, der, wie es schien, für den Korridor, auf dem sich »ihr Patient« befand, zuständig war, grüßte sie auf seinem Weg zum Fahrstuhl ganz beiläufig, wie einen Kollegen. Hielt man sie etwa für einen Spaßvogel? Oder die Krankenschwestern: Hätten sie sich dieses Kichern nicht verkneifen können, als sie aus dem Fahrstuhl trat? Sie konnte ihr Geflüster ja bis hier noch hören! Aber warum bezog sie das Gekicher auch auf sich? Sie hatten ihr beim Betreten des Fahrstuhls nur einen kurzen, verstohlenen Blick zugeworfen. Außerdem wusste sie doch, wie ängstlich ausländische Krankenschwestern in der Regel darauf bedacht waren, jegliche Auseinandersetzungen mit Einheimischen zu vermeiden. Bestimmt waren

sie einfach nur müde und konnten es nicht erwarten, endlich ihre Arbeitskleidung abzustreifen, die Abteilungen hinter sich zu lassen und in ihrem Wohnheim zu verschwinden. Was machte sie sich also verrückt? Hauptsache, alles lief wie geplant. Hauptsache, die Krankenschwestern, der Arzt und die Arbeiter ließen sie in Ruhe, dachte sie, während sie zielstrebig weiterging. Als sie schließlich bei seinem Zimmer angelangt war, atmete sie noch einmal tief durch. Dann trat sie ein und schloss die Tür sanft hinter sich, ganz, wie es ein Arzt tun würde, der bei seinem Patienten zur Visite erscheint. Wenn ihr vorher jemand gesagt hätte, dass sie es bis hierher schaffen würde: Sie hätte es nicht geglaubt. Genau, wie sie auch jetzt kaum glauben mochte, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis alles Vergangenheit sein würde: ihr ganzes Leben, so man denn von einem Leben sprechen konnte, all die Jahre, die sie hinter sich gelassen hatte.

»Wo fange ich an mit dir?«, flüsterte sie, während ihr Blick auf dem Mann im Krankenbett ruhte. Auch er hätte wohl niemals gedacht, dass er eines Tages in einer Intensivstation wie dieser liegen würde, auf seinem Totenbett, mit nur mehr künstlich am Leben gehaltenem Herz und Lungen, und dass sein Schicksal einzig und allein in ihrer Hand läge, und nicht in den Händen seines Gottes oder, im besten Fall, der Ärzte. Sie wusste, es war so gut wie ausgeschlossen, dass sie ihn noch einmal ins Leben zurückholen konnten. »Das würde an ein Wunder grenzen«, wie sich einer seiner Ärzte gegenüber der Presse geäußert hatte. »Sein Zustand ist beinahe aussichtslos. Er hat sehr schwere Blutungen erlitten.« Ja, es war mehr als unwahrscheinlich, dass jemand in seiner Lage noch lange am Leben blieb: Drei Patronen hatten sich in seinen Körper gebohrt. Zwei in seinen rechten Lungenflügel, die dritte in den Schädel.

Sie herauszuoperieren würde seinen sofortigen Tod bedeuten. Er hatte viel Blut verloren, und allen war es ein Rätsel, warum der Täter ihn nicht ebenfalls an Ort und Stelle erledigt hatte, so wie er es ja mit dem anderen gemacht hatte: einem wichtigen Geheimdienstoffizier und Verhörspezialisten, der an jenem Tag bei dem Scheich zu Besuch gewesen war. Sämtliche Tore der Villa waren abgesperrt gewesen, und die Polizei hatte lange gebraucht, um die Schlösser aufzubrechen. Der Verfolger hätte also genug Zeit gehabt, die Sache zu Ende zu bringen. Doch er floh und ließ seine beiden Opfer zurück. Der eine bald tot, der andere schwerverletzt und laut stöhnend am Boden. So hatte ihn wenigstens die Polizei, die durch einen anonymen Anruf benachrichtigt worden war, rasch finden können; nur wenige Minuten später, als ihn der Krankenwagen abtransportierte, war er bereits ins Koma gefallen. Ohne jenen anonymen Anruf wäre er sicher noch am selben Tag gestorben. Bis heute hat die Polizei den Täter nicht ausfindig gemacht. Es sei sicher ein Terrorist gewesen, so der Wortlaut der Zeitung, die sie im Flugzeug bei ihrer Rückkehr aus London gelesen hatte. »Immer das Gleiche«, hatte sie sich gesagt. »Immer verwenden sie diesen nichtssagenden Begriff: Terrorist. Ideal, um nicht zu sehr ins Detail gehen zu müssen. Oder vielleicht gar, um den Verdacht von sich selbst abzulenken.«

Wie gerne würde sie denjenigen kennenlernen, der die Tat begangen hatte. Von Herzen danken würde sie ihm. Ja, wenn nötig, würde sie sogar zur Belohnung mit ihm schlafen! So oft er wollte und wie immer er es wünschte. Selbst, wenn es eine Frau wäre! Zudem musste man es ihm hoch anrechnen, dass er für sie noch einen Rest Leben in dem Mann vor ihr belassen hatte. Fast drei Monate lag er nun schon im Koma. Sie hatte mit ihrem Plan so lange gewartet, weil sie sich zuerst noch

um ihren im Sterben liegenden Vater hatte kümmern müssen. Oder auch, weil sie ihr Opfer einfach noch ein bisschen leiden lassen wollte, so wie es sein Attentäter auch getan hatte. Und selbst als ihr Vater schließlich gestorben war, machte sie sich nicht gleich auf zu ihm in der Intensivstation. Sagte sich: »Im Grab wird er noch lange genug Ruhe finden.« Erst als sie im Fernsehen und im Radio die Pressemitteilung seines persönlichen Arztes hörte, der von einem unverhofft eingetretenen »göttlichen Wunder« sprach, das den Scheich in die Lage versetzt habe, »sich zu bewegen und Laute von sich zu geben«, und dass man sich jetzt verstärkt auf die Nahrungszufuhr konzentriere, damit er nach und nach wieder zu Kräften komme, da dachte sie, dass es höchste Zeit war. Nichts sollte sie mehr aufhalten. Was blieb ihr denn noch? Das Studium, das sie vor zwei Monaten angefangen hatte? Das konnte sie vergessen. Die Stelle bei Saudi Aramco, die sie vor einem Monat ohne große Mühe bekommen hatte, womöglich aufgrund ihres fließenden Englisch, wobei vielleicht auch das hohe Ansehen, das ihr Vater innerhalb der Firma genoss, eine Rolle gespielt hatte? Auch die konnte sie vergessen. Und was blieb ihr sonst noch? Endlose Stunden in ihrem viel zu großen Haus zu sitzen und ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben? Nein, sie musste das alles vergessen. Für sie gab es kein Leben, keine Freude, kein Glück und keine Lebenslust mehr, solange der Schatten des Mannes, der dort auf dem Bett ausgestreckt lag, auf ihrem Leben lastete wie ein Albtraum. Seine bloße Existenz vergiftete ihr Leben, selbst wenn er nur im Koma lag. Und was, wenn das »göttliche Wunder« am Ende tatsächlich eintrat, und er wieder zum Leben erwachte? Nein, er musste weg. Und sie würde ihn eigenhändig beseitigen. Nicht einmal die Tatsache, dass er in einem luxuriösen Fünf-Sterne-Krankenhaus untergebracht

war, das eigentlich für die Behandlung von Militärs bestimmt war, hatte sie von ihrem Plan abbringen können.

Jetzt konnte niemand ihm mehr helfen. Vielleicht wollte am Ende auch einfach keiner für seinen Tod verantwortlich sein. Vielleicht hatte man ihn deshalb hier einfach sich selbst überlassen. Vielleicht hoffte man tatsächlich auf ein Wunder. Sicherlich hätte selbst er, in einem kurzen Anflug von Bewusstsein, fest daran geglaubt, er würde genesen und zurück in ein normales Leben kehren – nicht ahnend, dass es mit ihm schon so gut wie vorbei war. Denn sie würde ihn so oder so erledigen. Sie musste nur noch einen passenden Tod für ihn wählen. Sollte sie ihn einfach mit dem Kissen ersticken? Oder ihm die Sauerstoffmaske vom Gesicht nehmen? Oder lieber doch den Stecker der Herz-Lungen-Maschine ziehen? Sie musste sich zusammenreißen, musste sich konzentrieren, um endlich einen Entschluss zu fassen, musste die Augen schließen und tief durchatmen. Sie musste nur ein wenig herantreten, dann würde sie den durchscheinenden Stoff beiseiteschieben und ihr Gesicht wegdrehen, um seinen langen Bart nicht sehen zu müssen, in dem noch immer ein Rest roten Hennas war und den sie, vielleicht gerade aufgrund seiner unnatürlich kräftigen Farbe, so sehr hasste; sie würde ihr Gesicht abwenden, um seine mächtige Glatze nicht sehen zu müssen, die jetzt in ihrer ganzen Nacktheit vor ihr gleißte. Sie würde ihr Gesicht wegdrehen und ihre ganze Willenskraft zusammennehmen, um das zu Ende zu bringen, was sie sich vorgenommen hatte. Nur noch ein paar Sekunden länger wollte sie ihre Augen geschlossen halten und sich selbst mehrmals hintereinander sagen, dass sie das nicht für sich allein tat. Sie tat es im Namen aller. Im Namen ihres Zwilling, ihrer unsichtbaren Gefährtin Aramco, die sie sich als Kind ausgedacht hatte, um

sich hinter ihr zu verstecken, um, wann immer man ihr vorwarf, etwas angestellt zu haben, zu sagen: »Aber das war doch Aramco«; im Namen ihrer zwei großen Schwestern und Brüder, die bis heute nichts von all dem wussten, was er ihr angetan hatte; im Namen ihrer Familie, die ein auf ihre Weise glückliches Leben geführt hatte, wie andere Familien auch, und die heute im Exil lebte; im Namen ihres Vaters, der eines entwürdigenden Todes gestorben war; im Namen ihrer Mutter, die der Kummer umgebracht hatte; im Namen Nassirs, ihres Schicksalsgefährten und Leidensgenossen, dessen Los es war, sein Sohn zu sein, und der heute in einem fernen Gefängnis sein Dasein fristete; im Namen ihrer Kindheitsfreundin Alhanuf, deren Schicksal niemand kannte; im Namen der asiatischen Haushaltshilfen, im Namen aller Demütigungen und Herabwürdigungen, die sie erlitten haben mochten. Ja. Sie tat es im Namen aller. Besonders aber im Namen ihrer armen Tante väterlicherseits, die kinderlos war, bis sie eines Tages in der Wüste bei einer Ziege ein halbverhungertes, verlassenes Mädchen fand. Sie nannte es Muda, wie Sara erfuhr. Diese beiden waren ihr einziger Trost für den Rest an Leben, der ihr noch blieb. Wenn es nach ihr ginge, würde sie den Rest ihrer Tage an ihrer Seite verbringen und dasselbe Leben führen, das diese auch führten: mit ihnen von Wadi zu Wadi wandern, auf dass die Wüste ihre neue Heimat würde. Im Namen des Mannes ihrer Tante, den diese bis in den Tod geliebt hat, für den sie Familie und Elternhaus verlassen hatte, weil sie, wie sie sich auszudrücken pflegte, dem Ruf ihres Herzens gefolgt war. Nie hätte ihre Tante geglaubt, der Schatten des Todes würde sie eines Tages selbst in jenem abgelegenen Winkel in der tiefsten Wüste, wohin sie sich mit ihrem Mann geflüchtet hatte, heimsuchen, und noch dazu in Gestalt ihres Bruders Ghazi al-Djaassi, Saras Vater.

»Im Namen all jener namenlosen Mädchen, die dir zum Opfer gefallen sind«, wiederholte Sara mehrmals mit fester Stimme, während sie leise an ihn herantrat. »Auf dass ich mich jetzt befreie, für alle Ewigkeit, solange ich noch Leben in mir habe.« Und als sie dann doch die Augen auf seine richtete, sah sie, dass er sie anschaute. Sein Blick war kalt, gefroren. Da war kein Flehen in seinen Augen, keine Bitte um Gnade. Es war ein eisiger, leerer Blick. Der Blick eines Mörders. Ohne Angst oder Reue, und Sara musste noch einmal all ihre Kraft sammeln, um die Kontrolle über ihre rechte Hand zu bewahren. Nur noch ein paar Sekunden, dann würde alles vorbei sein. Das Notsignal des Apparats würde sie einfach ignorieren. Sie würde schon irgendwie entkommen. Würde schnell davonlaufen. Oder vielleicht auch nicht. Sollten sie sie doch festnehmen. Sie musste es tun. Ruckartig presste sie ihre linke Hand, die noch immer den Hut hielt, an die Brust, machte die Augen zu und hob mit der Rechten die Sauerstoffmaske von seinem Gesicht. Er wehrte sich nicht, er zuckte nicht, und als sie ihre Augen wieder öffnete, fühlte sie, dass ihr ein Stein vom Herzen fiel. Ihr Atem beruhigte sich. Sie fühlte sich leicht. Als sei ein Gewicht, das seit vielen Jahren auf ihre Brust drückte, von ihr abgefallen. Jetzt würde sie sich bewegen können, würde unbelastet zurückkehren. Sie drückte die Sauerstoffmaske wieder auf sein Gesicht, als wäre nichts geschehen, und drehte sich um, um das Zimmer zu verlassen.

Sie öffnete die Tür, ging ruhigen, gemessenen Schrittes aus dem Zimmer, wie es jeder Arzt tun würde, nachdem er seinen Patienten untersucht hatte. In den ersten Sekunden verspürte sie noch ein wenig Angst. Das Notsignal, das aus dem Krankenschwesternraum kam, war bis weit in den Korridor zu hören. Sie dachte, bestimmt würde sie, wie im Film, gleich eilig

herbeistürzende Füße hören und erschrockene Gesichter sehen, die eilten, um nachzusehen, was mit den lebenserhaltenden Instrumenten beziehungsweise dem Herzen des Patienten nicht stimmte. Doch nichts dergleichen geschah. Entweder war niemand da, oder die Sache schien niemanden etwas anzugehen. Mit Ausnahme des Notsignalstakkatos herrschte absolute Stille auf dem Gang. Es war ja die Siesta-Stunde, und auch die Zeit des allgemeinen Schichtwechsels aller Angestellten im Krankenhaus, vom Arzt bis zum Krankenpfleger. Sie machte sich nicht die Mühe, schneller zu gehen. Es würde ohnehin niemandem auffallen, dass er tot war, bevor nicht der neue für ihn zuständige diensthabende Arzt kommen würde. Und das würde frühestens zu Beginn der Besuchszeit der Fall sein, erst in drei Stunden. Das war mehr als genug Zeit. Nicht nur, um denselben Weg, den sie gekommen war, in aller Ruhe wieder zurückzugehen, waren es doch nur knapp zehn Minuten zu Fuß von der Station Nummer 3 bis zu Parkplatz B. Die Zeit reichte auch völlig aus, um die Strecke von sechzig Kilometern, die sie noch zu fahren hatte, zurückzulegen: von der Einfahrt des militärmedizinischen Polyklinikums Königs Khaled ibn Abd al-Aziz bis nach Hafar al-Batin. Diesmal wirkte das Krankenhaus noch leerer. Sie musste lachen. Das eigentlich Unheimliche jetzt war das Gefühl, die Einzige zu sein, die um diese Zeit wach war, dachte sie. Bis auf den Mann in Dischdascha mit dem von einem rotgetupften Tuch halbverdeckten Gesicht, den sie am Ende des Ganges zwischen Wachstation und Fahrstuhl hatte stehen sehen, als hätte er dort auf sie gewartet. Vielleicht hat er sie auch kurz angesehen. Das war zumindest ihr Eindruck. Dann jedenfalls war er schnell die Treppe hinuntergegangen. Bis auf diese Person also, die wie ein Gespenst gleich wieder verschwand, war ihr niemand be-

gegnet. Weder oben auf dem Gang oder beim Betreten des Fahrstuhls noch auf dem Weg im Lift nach unten. Selbst beim Anblick der mit Netzen bestückten Reinigungskräfte, die sie durch die Glaswände des Fahrstuhls im Schwimmbad gesehen hatte, verlangsamte sie ihre Schritte nicht oder dachte daran, ihr Gesicht zu verbergen. Nur aus dem italienischen Coffee-shop drangen ein paar Stimmen zu ihr, doch selbst diese, die eher einem monotonen Gemurmel glichen, verloren sich unter den Klängen klassischer Musik, die aus den Lautsprechern tönte. Es erklang das »Concierto de Aranjuez«. Wie lustig das alles doch eigentlich war. Als bräuchte es hier diese Musik, um einzuschlafen und friedlich zu träumen. Dabei war dies die Stunde der Massenhypnose. Nur der Pförtner war noch wach, oder besser: halbwach. Aus den Augenwinkeln konnte sie sehen, wie er gegen den Schlaf ankämpfte, sich dagegen wehrte, dass ihm die Augen zufielen. Und als sie den Parkplatz erreicht hatte, stieg sie in ihr Auto, warf den Panamahut auf den Rücksitz, ließ den Motor an und drehte die Klimaanlage auf. Anfangs rollte der Wagen langsam dahin. Nach der ersten Abzweigung, als sie auf die Hauptstraße abgebogen war und die Einfahrt des Militärkrankenhauses, das ihr wie eine große Trutzburg vorkam, hinter ihr lag, atmete sie tief durch. Und als dann schließlich die Reifen den Asphalt der Schnellstraße berührten, warf sie einen Blick in den Spiegel und erkannte sich selbst nicht mehr. Eine seltsame Kälte hatte sich ihrer Gesichtszüge bemächtigt. Eine teilnahmslose Kälte, die sie ein wenig erschreckte. Als wäre das gar nicht ihr Gesicht. Als wäre die, die da gerade das Auto lenkte, eine junge Frau, die sie zum ersten Mal sah. Eine junge Frau, der einen Namen zu geben ihr schwerfiel. Eine junge Frau, von der sie überhaupt nicht wusste, wie sie sie ansprechen konnte. Und noch weniger

würde sie wissen, was sie sagen sollte, wenn sie jetzt die Verkehrspolizei anhalten würde, oder schlimmer, die Männer der Hisba, des Komitees zur Wahrung der Tugend, wie man hierzulande die Religionspolizei nannte. Bestimmt würden sie sie für eine Art Gespenst halten. Nicht nur, weil sie weder Personalien noch Fahrzeugpapiere dabei hatte, sondern weil sie nicht wusste, was sie antworten würde, wenn man sie nach ihrem Namen und ihrem Ausweis fragte. Welchen Namen sollte sie nur wählen? Oh, wäre sie doch noch ein Kind. Dann würde sie sich einfach hinter ihrer Zwillingsschwester Aramco verstecken. Aber sie war kein Kind mehr. Und die Sittenwächter würden vermutlich ohnehin keinen Spaß verstehen. Für einen Augenblick schloss sie die Augen und trat dann, anstatt sich weiter mit der Suche nach einem Namen abzugeben, kräftig aufs Gaspedal. Die Straße reichte bis an den Horizont. Staub und Sand. Nichts als Staub und Sand lagen vor ihr.

SARAS SÜNDE

SARA, DIE REINSTE FREUDE

Sechs Monate vor ihrer Geburt, als noch niemand wusste, welches Geschlecht das Kind haben würde, das zur Welt kommen sollte, hatte ihr Vater sie *Aramco* nennen wollen. Am Tag, da ihm seine Frau von der Schwangerschaft erzählte, dachte er, dass es keinen passenderen, moderneren Namen gab, egal, ob für Jungen oder Mädchen. Er war gerade mit seinem GMC in Richtung Dhahran unterwegs. Keinen anderen Namen bewunderte er so, nicht nur wegen des fremden Klangs, sondern auch, da er, seitdem die saudisch-amerikanische Firma Aramco ihren Hauptsitz in Dhahran eröffnet hatte, sein Glück gefunden hatte. Mit dem Erfolg der Firma hatte sich sein Leben beachtlich verbessert: Das kleine Haus, das bis vor wenigen Jahren nur aus zwei Stockwerken bestanden hatte, war inzwischen stolze drei Stockwerke hoch, gar nicht zu reden von dem Anbau, den er für die asiatische Dienerschaft hatte errichten lassen, die »Javaner«, wie seine Landsleute sie zu nennen pflegten. Und trotzdem war es ein trauriger Ort. Ihm war nichts geblieben als »die Arbeit an einem weiteren Nachkommen«, der die Trostlosigkeit des Hauses vertreiben würde, wie er seiner Frau vor einem Jahr gestanden hatte, in dem Versuch, sie zu überzeugen, auf die Schwangerschaftsverhütungssalben zu verzichten, hergestellt von einer indischen Wahrsagerin, die sich

auf Kräutermedizin verstand. Insbesondere jetzt, da seine vier Kinder groß waren, der ältere der beiden Söhne zur Universität und der jüngere auf die Oberschule ging. Von seinen zwei Töchtern war die ältere bereits mit dem Sohn ihres Onkels verheiratet, während ihre jüngere Schwester ebenfalls die Oberschule besuchte. Aber als er dann seine neue Tochter sah, von der Hebamme ins Wohnzimmer getragen, nachdem sie sie gewaschen und behutsam in ein weißes Tuch gewickelt hatte, erinnerte er sich, wie dieselbe, inzwischen betagte Beleghebamme vor jetzt fast fünfzig Jahren als damals noch junges Mädchen auf genau diese Weise seine kleine Schwester heringetragen hatte, und wie sein Vater, nachdem er sie auf die Stirn geküsst hatte, ausrief, alles an dieser Tochter ruft Freude hervor. Wir werden sie Sara nennen, die Beglückende. »Gepriesen sei Gott«, murmelte Ghazi al-Djaassi bei sich, der sein Erstaunen nicht zu verbergen vermochte, vielleicht, weil er nicht wusste, ob das, was seine Augen sahen, Phantasie oder Wirklichkeit war, doch er musste seinen neuen Sprössling nicht lange betrachten, um sicher zu sein, dass diese Tochter keinen anderen Namen als Sara bekommen konnte. Nicht nur, weil sie ihm wie ein Abbild seiner kleinen Schwester erschien, die er schon seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Als Entschädigung also gewissermaßen für seine einzige Schwester, die er abgöttisch geliebt hatte, bevor diese herangewachsen war und sich entschieden hatte, das Leben mit einem Mann zu teilen, der nichts, aber auch gar nichts an sich hatte, um für Stolz und Ansehen zu sorgen, und den sie unter allen anderen Männern nur gewählt hatte, weil sie ihn liebte. Vor allem würde er sie Sara nennen, weil alles an ihr beglückte, ihr überraschtes Lächeln, ihre Ruhe, die Bewegung ihrer kleinen Hand, die er behutsam fasste, als wollte auch sie, dass er überrascht wäre,

oder als versuchte sie, ihm zu sagen, ich bin dein neues Vorzeichen im Leben, und dass er nicht zögern solle, nicht auf die innere Stimme hören durfte, die ihn – und sei es nur andeutungsweise – Zweifel empfinden ließ, die ihn warnte, ihr nicht diesen Namen zu geben, der sie vom ersten Augenblick an dazu verurteilte, den Weg ihrer Tante zu beschreiten: ein Leben nur nach dem eigenen Willen zu wählen.

Sara kam in den frühen Morgenstunden des 22. September 1980 zur Welt, an jenem Tag, an dem ihr Vater, Ghazi al-Djaassi, eigentlich zeitig hätte aufbrechen müssen, um einen ersten Vertrag zum größten Geschäft seines Lebens zu unterzeichnen, einem Ausrüstungs- und Versorgungsauftrag für die amerikanischen Luftlandeeinheiten, die eine Woche zuvor in der amerikanischen Airbase in Dhahran stationiert worden waren, und mit ihnen ein Geschwader von AWACS-Aufklärungsmaschinen. Aber bevor er das Haus verließ, rief seine Frau nach ihm, bat, er möge die Beleghebamme rufen, da sie im Begriff sei niederzukommen. Das sei ein Unding, erwiderte er, denn nach seiner Berechnung habe sie bis zur Geburt noch fast zwei Monate. In jenem Augenblick blieb seiner Frau nichts anderes, als ihren Mann verblüfft anzusehen und – trotz der Schmerzen, die sie überwältigten – zu lächeln, da es das erste Mal überhaupt war, dass ihr Mann den Verlauf ihrer Schwangerschaft mitverfolgte. Seit wann interessierte ihn das? Vier Kinder hatte sie ihm bis jetzt geboren, und noch nie hatte ihn das geschert. Zwei- oder vielleicht dreimal, sie erinnerte sich nicht mehr, hatte sie allein mit der Hebamme dagesessen, hatten sie gemeinsam drei oder vier Tage auf seine Rückkehr von einer Geschäftsreise gewartet, damit sie den richtigen Namen des Kindes eintragen lassen konnte, und er sich nicht aufregen

und außer sich geraten würde, wie er es einmal bei der Geburt ihrer zweiten Tochter getan hatte. Wieder war er nicht zu Hause gewesen, sie hatte eine geschlagene Woche auf seine Rückkehr gewartet und dann, als sie resignierte und schon nicht mehr an eine baldige Rückkehr glauben mochte, die Tochter Hudham genannt. Wofür sie von ihm nur Verdruss erntete. »Hudham ... Warum hast du sie nicht gleich Djusam genannt, Lepra?« Und als sie zurückgegeben hatte, er solle besser den Mund halten, da Hudham eine der Ehefrauen des Propheten gewesen sei und außerdem eine der Frauen des Königs so heiße, war er verstummt. Und jetzt überraschte sie nicht nur, dass er offenbar über jeden Tag und jede Stunde Buch führte, ja vielleicht gar über jede Minute, und so nicht nur um den Tag ihrer Niederkunft wusste, sondern auch nichts dagegen einzuwenden hatte, höchstpersönlich zu Misna, der alten Beleghebamme, zu fahren und nicht zur Arbeit.

Von ihrem Haus bis zu dem der Hebamme war es nicht gerade ein Katzensprung, er würde mindestens eine halbe Stunde brauchen, bis er mit Misna wieder da wäre, und hätte er ihr Anliegen abgelehnt, hätte sie Verständnis dafür gehabt. Der Vertrag, den er an diesem Tag unterzeichnen sollte, bedeutete schließlich das Geschäft seines Lebens. Außerdem war er ja überzeugt, sie sei erst im siebten Monat. Und vielleicht hätte sie auch angenommen, er spaße oder würde sie allein mit ihren Wehen lassen, wie es bei den letzten Malen der Fall gewesen war, hätte sie ihn nicht nach vielleicht zwanzig Minuten oder etwas mehr zurückkehren sehen. Sie wusste nicht, wie lange sie auf dem großen Sofa im Wohnzimmer gelegen hatte, und als sie die Augen aufschlug, sah sie, dass die Hebamme die beiden indischen Bediensteten anhielt, das Neugeborene gründlich zu waschen. Dann wickelte sie es in ein Tuch und

machte Anstalten, mit dem Bündel den Raum zu verlassen. Ich zeige sie Ihrem Mann, ehe er zur Arbeit geht, meinte die Hebamme nur. Sie hätte das kleine Mädchen zu gerne einmal kurz gehalten, war aber zu erschöpft, um einen Ton herauszubringen. Wäre es nach ihr gegangen, sie wäre augenblicklich eingeschlafen. Für einen Moment sah sie, wie er zu ihr hereinschaute, mit dem Mädchen auf dem Arm, sah, wie er lächelte und ihre Hand ergriff, und wusste nicht, warum sie plötzlich weinen musste, vielleicht, weil sie genau dies bei ihren vorherigen Geburten vermisst hatte, oder vielleicht – was sehr viel wahrscheinlicher war –, weil sie in einem der amerikanischen Filme eine solche Szene gesehen und sich Ähnliches für sich selbst gewünscht hatte, wie es ihr bei anderen Gelegenheiten auch immer wieder passierte. »Wir werden sie Sara nennen«, sagte er und fügte, damit es gar nicht erst zu einem Missverständnis zwischen seiner Frau und ihm kam, erklärend hinzu: »Nicht, damit sie den Namen meiner Schwester trägt, sondern weil alles an ihr Freude weckt.« Damit übergab Ghazi al-Djaassi das Neugeborene an die Hebamme, sagte: »Habe ich nicht recht, Misna?«, verabschiedete sich von seiner Frau und verschwand, ohne eine Antwort abzuwarten.

Dass sie die Einzige unter ihren Geschwistern war, die noch vor dem Eintreffen der Hebamme nur mit Hilfe zweier indischer Bediensteter zur Welt kam, war nicht die einzige Überraschung, für die Sara sorgte. So brach am Abend des 22. September, dem Tag ihrer Geburt, der irakisch-iranische Krieg aus, und wer an jenem Tag prophezeit hätte, dieser Krieg würde nach einigen Tagen oder Wochen oder längstensfalls ein, zwei Monaten beendet sein, hätte sich den Spott Ghazi al-Djaassis zugezogen, denn er wusste, dieser Krieg würde dauern und

dauern und so bald kein Ende finden. Warum sollte es auch anders sein? Und solange sich der Krieg in die Länge ziehen würde, würde sich sein Vertrag verlängern und sein Wohlstand mehren. Das folgte er aus dem geschäftigen Treiben auf dem Stützpunkt in Dhahran: Pausenlos hoben Flugzeuge ab, während andere landeten, Militärlaster schafften unterschiedliche Gerätschaften heran, darunter Flugabwehrgeschütze, Truppentransporter luden große Gruppen von Soldaten ab, ja selbst das Arbeitstreffen sagte ihm alles: Dieser Stützpunkt hechelte hinter dem Krieg her. Alle wussten, dies war die größte Airbase der Amerikaner im gesamten Königreich, auch er hatte dies gewusst, nicht anders als die Einwohner der Ostprovinz. Aber als er vor jetzt sechs Monaten den Stützpunkt zum ersten Mal betrat, um mit Daniel Brooks, dem für Lebensmittelversorgung zuständigen Offizier, zu verhandeln, musste er feststellen, dass er so gut wie nichts wusste. Er konnte vergessen, was er vor seinem Eintreffen über diesen Stützpunkt gehört hatte, sei es von anderen Menschen, egal, ob diese nun aus Dhahran oder aus anderen Teilen des Königreichs kamen, oder auch von dem amerikanischen Offizier selbst, den er zuvor in der Hafenstadt Dammam kennengelernt hatte. Wann immer ihn der Amerikaner im Büro seiner Firma besucht hatte, der Ahlam-Company für Im- und Export, oder seiner Einladung gefolgt war, mit ihm in einem der Nobelrestaurants der Stadt oder im Hafen zu essen, hatte dieser herzengute Mann nicht mit den besten Wünschen für ihn gezeit, hatte gemeint, er sähe einen großen Bauunternehmer wie den Libanesen Rafiq Abu de Gaulle in ihm, oder wenigstens einen Großversorger des Luftwaffenstützpunkts in Dhahran. »The mother of all the bases that we have in the kingdom«, hatte der junge Amerikaner gesagt, und vielleicht war es eben dieser Satz gewesen, der

Ghazi eine allgemeine Vorstellung von dem Stützpunkt beschert hatte. Das tatsächliche Bild aber war für ihn immer vage geblieben, doch warum hätte er sich damit auch beschäftigen sollen, solange er nicht mit Lebensmittellieferungen dorthin betraut gewesen war.

Der Stützpunkt überstieg jede Vorstellung, in seiner Größe, seinen Ausmessungen und dem Verkehr, der dort herrschte, denn in seiner Anlage, der Bauweise von Büros und Unterkünften im Inneren ähnelte er eher einer gewaltigen Festung, die er nun voller Stolz betrat. Seit seinem ersten Besuch im Stützpunkt hatte er davon geträumt, ihn ein weiteres Mal zu betreten, und jetzt wurde sein Traum Wirklichkeit. Und diesmal kam er als ständiger Geschäftspartner. Und das alles nur dank Oberleutnant Daniel Brooks, der zu ihm gekommen war, um ihm zu sagen, er werde zur Airbase in Dhahran versetzt, obgleich er nicht nur seinen Job im Hafen, sondern die ganze Stadt geliebt habe, den Stadtteil Adama, das Viertel az-Zuhur und den Ayal-Nasir-Markt. Er wolle noch seinem Freund Ghazi al-Djaassi anlässlich der Geburt seiner Tochter Sara ein Geschenk machen, und wenn er ihm schon nicht unter die Arme hatte greifen und ihm zu einem Versorgungsauftrag für den Stützpunkt Dammam verhelfen können, weil es dort bereits einen anderen Vertragspartner gab, so würde er jetzt alles in seiner Macht Stehende unternehmen, damit er einen Kontrakt für Lebensmittellieferungen an die Airbase in Dhahran bekäme. Und genau so war es gekommen. Hatte Sara mit ihrer Geburt ihm also kein gutes Omen beschert? Sein ehemaliger Geschäftspartner, der seinen Anteil an der Firma vom eigenen Vater geerbt hatte, der wiederum der Kompagnon von Ghazi al-Djaassis Vater gewesen war, hatte ihm gesagt, ein wichtiger Mann, ein Scheich von der Behörde, der »Behörde für die Ver-

breitung von Tugendhaftigkeit und für die Verhinderung von Lastern«, habe ihn informiert, dem Geschäft stünde nichts im Wege, der amerikanische Offizier habe bereits für die Amerikaner unterzeichnet, und der Vertrag warte jetzt nur noch auf die Unterschrift der saudischen Seite, und würde es das Gesetz erlauben, hätte die Behörde längst selbst den Vertrag unterzeichnet. Denn wer, wenn nicht sie, könnte die Unbedenklichkeit von Ausrüstungsgütern überwachen, insbesondere, da ja von Nahrungsmitteln die Rede sei. Doch nach dem Gesetz seien sie nun mal nicht befugt, seien Religionspolizei und nicht mehr. Ghazi würde im Namen der Firma unterschreiben, und sie würden den Prozentsatz erhalten, der vereinbart worden war. Vielleicht war er ja tatsächlich besorgt gewesen, hatte befürchtet, die Amerikaner könnten in letzter Sekunde noch ihre Meinung ändern, aber Saras Geburt hatte alles verändert. Seit er sie gesehen hatte, konnte er nicht anders als Freude empfinden und sich wie ein König fühlen. Kein Grund, sich umzusehen, denn er sprach nur mit sich selbst, und es saß keiner mit ihm im Wagen, der ihn hätte anzeigen können, weil er sich soeben mit dem König verglichen hatte.

Eine halbe Stunde dauerte die Fahrt von seinem Haus am Meer bis nach Dhahran, länger als gewöhnlich, weil die Straßen von Militärfahrzeugen verstopft waren, die er aber gar nicht wahrnahm, da sein Kopf nur mit ihrem Namen angefüllt war, Sara. Und als er in der Stützpunktkommandantur schließlich vor der Tür des Büros angekommen war, dachte er, noch ehe ihn seine Füße über die Schwelle in den Raum trugen, wenn er nach Hause zurückkäme, würde er zu seiner Frau sagen, Masha'il, hör mal, es ist Zeit, dass wir das Dach des Hauses umbauen, wir werden ein großes Zimmer für unsere Tochter darauf errichten, sie muss doch »modern«, zeitgemäß und

ungestört dort leben können. Möglich, dass ihn das Wort »modern« dazu brachte zu lächeln, denn als er den jungen Offizier – ja, er konnte sagen, seinen Freund – Oberleutnant Daniel sah, lächelte der ebenfalls und sagte: »You are very happy today, aren't you?« Ob er glücklich sei heute? Was für eine Frage! »Taba'an, taba'an – gewiss, gewiss«, antwortete Ghazi al-Djaassi gedankenverloren, bevor ihm aufging, dass er ja im Büro des für Beschaffungsaufträge des amerikanischen Luftwaffenstützpunkts in Dhahran zuständigen Offiziers Daniel Brooks stand und mit diesem Englisch sprechen musste. »Oh, I mean, yes, my friend«, verbesserte sich Ghazi al-Djaassi. »Yes, thank you, I am very happy, my friend.« Doch der junge Amerikaner beschwichtigte: »Doesn't matter«, gab ihm dann die Hand und fügte hinzu: »That's my gift for your new kid.«

Sogar Misna, die alte Hebamme, machte keinen Hehl aus ihrem Erstaunen, sagte zu Masha'il, ich habe noch jedes deiner Kinder zur Welt gebracht, aber diese Tochter ist anders als alle anderen, ja, sie bekräftigte sogar, in all den langen Jahren ihrer Tätigkeit noch kein Kind gesehen zu haben, das wie dieses kleine Mädchen war, und auch von ihren Kolleginnen noch nie eine ähnliche Geburtsgeschichte gehört zu haben. Deine Tochter, sagte sie, hatte es eilig, wollte schnell aus deinem Bauch kommen. Lieber heute als morgen, lächelte Masha'il. Misna musste ihr dies nicht sagen, sie wusste es ja selbst. Ihre Tochter hatte nicht auf sich warten lassen, hatte, kaum dass der siebte Monat ihrer Schwangerschaft angebrochen war, begonnen, in ihrem Bauch zu treten, pünktlich mit dem ersten Tag des siebten Monats. Im ersten Moment hatte Masha'il es nicht glauben wollen, hatte gedacht, das seien gewöhnliche Schmerzen, die kämen und gingen, aber als die Tritte am nächsten Tag

heftiger wurden, wusste sie, dass es das Kind in ihrem Bauch war, das für die Schmerzen sorgte, und dass ihre Niederkunft nicht mehr fern war. Und als sie sich in ihr Bett zurückgezogen hatte und das Eintreffen der Hebamme erwartete, glaubte sie es nicht, da sie ihren schweren Körper auf die Matratze gewuchtet hatte und ihre Oberschenkel spreizte, bis sie einen stärker werdenden Druck im Unterbauchbereich verspürte, ein Druckgefühl, das sie schnell ihre Unterhose abstreifen und ihre Schenkel ganz weit öffnen ließ, doch nicht einmal für diese Bewegung ließ ihr das ungeduldige Wesen in ihrem Bauch ausreichend Zeit. Glücklicherweise war Masha'il geistesgegenwärtig genug, nach der indischen Dienerin zu rufen, sie möge sofort zu ihr kommen, denn der Kopf des Kindes schaute bereits aus ihrer Scheide, als die Dienerin zusammen mit ihrer Tochter herbeigeeilt kam. Und als die Dienerin ihre Tochter anwies, ihr eine Schüssel mit Wasser zu bringen, hatte das kleine Mädchen schon seinen ganzen Körper aus der Vagina seiner Mutter geschoben, begnügte sich aber nicht damit, sondern kroch von der Brust der Mutter weg, während ihre Hände mit der Nabelschnur spielten. Selbst die indische Dienerin, die das Schauspiel verfolgte und der Hebamme bei deren Eintreffen in gebrochenem Arabisch schilderte, was sich zugetragen hatte, konnte ihre Fassungslosigkeit nicht verbergen. Misna ließ sich warmes Wasser bringen und versorgte das Neugeborene, ging dann in ihr Zimmer, um eine Schale voller Weihrauch zu holen, den sie entzündete und damit im Zimmer auf und ab ging, um, wie sie sagte, den bösen Blick von der Tochter zu verscheuchen. Woher aber will die indische Dienerin wissen, dass diese Tochter auf die Hilfe von niemandem angewiesen sein wird, sagte Misna zu Masha'il, als diese nach ein, zwei Stunden aus ihrem Schlummer erwachte. Wer allein zur

Welt kommt, vertraut in seinem Leben auf niemanden. Was der alten Hebamme aber noch merkwürdiger erschien und für sie feststand, gleich nachdem sie das Neugeborene gebadet hatte, war, dass dieses Mädchen vom Augenblick seiner Geburt nirgendwo dauerhaft bleiben wollte, egal, wo, ob im Arm oder an der Brust, immer war seinem Körperchen anzuspüren, dass es weg wollte, immerzu auf dem Sprung schien.

»Der HERR schütze sie vor dem Bösen«, sagte Misna, während sie das kleine Geschöpf abtrocknete, denn das Verhalten der Tochter sei ein früher Fingerzeig darauf, was sie in Zukunft einmal sein werde. Und zwar?, fragte Masha'il und streckte die Hände nach dem Kind aus. Meinst du, sie wird gerne reisen? Nein, erwiderte Misna und legte die Tochter ihrer Mutter an die Brust. Deine Tochter wird sich nur wohlfühlen, wenn sie überall sein kann, sie ist wie ein Vogel, der es hasst, nur auf einem Baum zu sitzen, und überall hinfliegt. Natürlich blieben Misnas Sätze einigermaßen rätselhaft, nicht nur für Masha'il, sondern auch für den stolzen Vater Ghazi al-Djaassi, doch im selben Maße, wie die Worte der Hebamme die Mutter besorgt machten, verschafften sie dem Vater doppelte und dreifache Freude. Alles an diesem Mädchen bedeutet Gutes, sagte er zu seiner Frau, die er gleich nach seiner Rückkehr in ihrem Schlafzimmer aufsuchte. Ganz egal, was die welche Hebamme sagt. Und damit zog er aus der Tasche seines Hemdgewands den Vertrag, den er einige Stunden zuvor mit dem amerikanischen Oberleutnant Daniel Brooks unterzeichnet hatte. Schau dir das an, sagte er und blätterte schnell durch die Seiten, dieser Vertrag ist es, der uns fliegen lassen wird. Alles Gute kommt mit Sara, mach dir keine Sorgen, sagte er und schaute dann nach seiner Tochter, fand sie aber nicht auf dem Bett, auf dem sie bis vor einem Moment noch gestrampelt hatte, als wollte

sie ihm persönlich beweisen, was die Hebamme Stunden zuvor geweissagt hatte. Doch ihr Vater legte sie zurück, wo sie hingehörte, an die Brust ihrer Mutter, küsste sie auf die Stirn und erhob sich. Bevor er aber aus dem Zimmer war, ließ ihn Masha'ils Blick innehalten. Sie ergriff seine Hand und sagte, diese Tochter macht mir große Angst, Ghazi. Er lächelte seiner Frau zu und sagte scherzend, dann müsse sie zum Propheten beten, sicher käme ihre Sorge daher, dass auch sie älter geworden sei und schon vergessen habe, wie kleine Kinder nun mal seien, was aber ganz natürlich sei, da ihre neugeborene Tochter ja jünger war als ihre Enkelin, die Tochter ihrer Erstgeborenen. Er zog seine Kufiya unter dem Iqal zurecht, sagte, sie müsse sich einfach jung fühlen nach der Geburt dieser süßen Tochter. Obgleich es das erste Mal in ihrem Leben als Eheleute war, dass sie ein solches Kompliment von ihm zu hören bekam, wollte Masha'il ihrem Mann gestehen, ihr Herz sage ihr, dass diese Tochter anders war als die anderen Töchter. Jetzt aber sah er zu, dass er das Zimmer verließ, sagte noch, er müsse zum Sitz der Behörde, müsse den Sittenwächtern ihren Anteil in bar bezahlen, und schon war er aus der Tür und ließ sie allein mit ihren Gedanken zurück. Vielleicht bin ich ja wirklich einfach nur erschöpft, sagte sich Masha'il, und dass das sicher in ein, zwei Tagen vorüberginge, wenn sich ihr Zustand gebessert hätte, nicht wissend, dass sie diesen Satz später noch viele Male wiederholen würde, doch nicht, weil sie angestrengt oder müde gewesen wäre, sondern weil ihre Tochter, genau wie Misna behauptet hatte, sich tatsächlich von ihren Geschwistern unterschied, ja anders war als alle Kinder, die Masha'il je gesehen hatte.

Sara war offensichtlich nicht geboren, um sich an einen einzigen Baum zu binden, doch sie war ständig in Bewegung, weil sie bereits damals nach einem Rückzugsort zu suchen schien. Schon in der Stillzeit begann sie, sich von anderen Kindern abzuheben. Ihre Mutter war sorgsam darauf bedacht, sie ausgiebig und ohne Unterbrechungen zu stillen, da sie nicht zufrieden mit dem Geburtsgewicht der Tochter war. 2260 Gramm, wirklich ein Fliegengewicht. Die amerikanische Ärztin im Krankenhaus, das ausschließlich den Kindern der auf dem amerikanischen Luftwaffenstützpunkt in Dhahran Beschäftigten vorbehalten war, hatte Masha'il zudem angehalten, vornehmlich stärkehaltige und vitaminreiche Speisen zu sich zu nehmen und weniger Fett zu essen, damit ihre Tochter auf natürliche Weise ernährt würde. Und wie hätte sie eine amerikanische Ärztin hinters Licht führen können? Ihr blieb gar nichts anderes, als ihrem Rat zu folgen. Seit ihrem ersten und einzigen Besuch bei dieser Ärztin (Ghazi al-Djaassi hatte nicht gewollt, dass seine Frau ein weiteres Mal zu ihr ging, »die Leute sollten nicht über uns sagen, wir hätten eine kranke Tochter!«), hatte Masha'il besondere Sorgfalt auf Saras Stillen verwandt. Doch ihre Tochter ließ die Nahrungsaufnahme vielleicht eine Minute oder zwei, ein- oder zweimal nacheinander über sich ergehen, vor allem in jenen Momenten, in denen sie echten Hunger verspürte, weigerte sich aber kurz danach. Zur Überraschung ihrer Mutter, der Hebamme Misna und auch von Doktor Bandi, dem pakistanischen Kinderarzt, dem in jenen Tagen im Ostdistrikt ein sagenhafter Ruf vorauselte, zu ihrer aller Erstaunen also tat Sara ihren Widerwillen gegen das fortgesetzte Stillen nicht kund, indem sie geweint oder geschrien hätte, wie es andere Kinder tun